

Navid
Kermani
Morgen ist da
Reden



C.H.Beck

erschreckende Parallelgesellschaft, vollständig integrationsresistent. Kompromißlose Dialogverweigerung. Schickt mir Claudia Roth, und ich zeige ihr die Grenzen der Integrierbarkeit auf. Mit den Türken ist schon keine Familie zu machen, wie ich erfahren mußte – wie dann erst eine politische Union?

Die Isfahanis würden die Türken aber ohnehin nicht in die EU aufnehmen – zu teuer. Mit Isfahan hätte es allerdings auch keine deutsche Einheit gegeben – ebenfalls zu teuer. Dann müßten Sie immer noch Egon Krenz ertragen. Seien Sie also froh, daß Deutschland von keinem Isfahani regiert wird – obwohl, andererseits, in Anbetracht der Verschuldung mag ein isfahanischer Bundeskanzler durchaus eine Verlockung sein. Aber ich mach's nicht, ich sag es gleich, denn sonst müßte ich wieder von Köln nach Berlin ziehen. Das habe ich schon mal getan, aber nach drei Jahren hatte ich von der Grunewalder Idylle genug. Bei uns im Eigelstein lacht mich wenigstens niemand aus, wenn ich mein täglich Kühlwasser in den Peugeot schüttele. Das machen dort alle so, schließlich lebe ich im Türkenviertel, und wenn ich meine Nachbarn sehe, muß ich konstatieren: definitiv inkompatibel mit der EU. Die sind der Tod für jeden TÜV. Sogar meinen Peugeot hat der türkische Mechaniker von gegenüber an den deutschen Prüfern vorbeigeschmuggelt – da kann man sich denken, was die Türken mit den Brüsseler Verordnungen zur Streichholzschachtelfülle oder Butterdosengröße anstellen. Dann schon eher die isfahanischen Sparfüchse.

Aber zum EU-Beitritt der Türkei wollte ich mich gar nicht äußern. Das überlasse ich den Türkei-Experten, die unter deutschen Historikern und CDU-Abgeordneten zur Zeit wie Wasser aus meinem Kühler schießen. Ich möchte auch kein Plädoyer abgeben zur Aufnahme Isfahans in die Europäische Union. Nein, zur Völkerverständigung wollte ich mich äußern, schließlich bin ich dafür ausgezeichnet worden. Und zwar ist das so: Da ich zur Verständigung zwischen Kölnern und Berlinern nichts beitragen konnte, beschloß ich, in Isfahan ein Haus zu kaufen, auf daß mir die Verständigung zwischen Deutschen und Iranern besser gelänge.

Es gibt in Isfahan tausendsechshundert denkmalgeschützte Wohnhäuser aus der Zeit der Safawiden und Kadscharen. Jedes von ihnen ist ein Palast, ein Museum, ein Triumph des Individualismus. Jedes ist anders, und jedes scheint vollkommen in seiner architektonischen Harmonie. Die Miniaturen, Stuckarbeiten, Iwane, Kuppeln und Deckengewölbe, die Glas- und Spiegelarbeiten, die Einlegearbeiten und Wandgemälde, die in diesen jahrhundertealten, Touristen fast nicht zugänglichen Häusern zu finden sind, rauben einem den Atem – vor Schönheit, vor Staunen, wieviel Mühe sich Menschen einst gemacht haben, um die Sinne täglich zu liebkosen, und vor Scham, weil man unweigerlich an die Einfallslosigkeit heutiger iranischer Gebrauchsarchitektur denkt. Und jedes dieser Häuser hat einen großen Innenhof, mit Blumenbeeten, mit Rosensträuchern, mit

Grantapfelbäumen. Es sind Häuser, in denen sich die Sehnsucht der Menschen nach dem Paradies ausdrückt – es sind 1600 kleine Gärten Eden.

Leider ist die Wohnwelt, von der ich spreche, zum größten Teil Vergangenheit. Im zwanzigsten Jahrhundert haben die meisten Isfahanis das Bewußtsein vom Wert ihrer ästhetischen und architektonischen Tradition verloren. Gewiß, die großen Denkmäler und Moscheen der Stadt wurden gepflegt, schon um Touristen anzulocken. Aber im Alltag verliert Isfahan sein Gesicht: mit jeder Schneise, die zum Bau einer Hauptstraße durch die gewachsenen Wohnviertel geschlagen wird; mit jeder Holztür, die man gegen ein Eisentor austauscht; mit jedem alten Haus, das einem Appartementblock weicht. Ökonomisch sind die alten Häuser fast wertlos; viel zu wenig Wohnraum auf zuviel Platz. Wertvoll sind die Grundstücke. Die meisten Eigentümer empfinden es daher als Fluch, wenn der Staat ihr Haus zum Denkmal erklärt, denn dann dürfen sie es nicht einfach durch einen Neubau ersetzen. Aber selbst wo der Staat beschließt, das Haus zu schützen, lassen sich Wege finden, es niederzureißen: Man läßt es leerstehen, man läßt im Winter den Gartenschlauch tagelang ins Haus laufen, man läßt dem Beamten ein paar tausend Euro vom Gewinn – und schon hat Isfahan ein weiteres Stück seiner Vergangenheit vernichtet.

Aber es sind nicht nur ökonomische Gründe. Wer es sich leisten kann, will heute modern wohnen – und modern, das heißt in der Regel in einem Appartement, mit Wohnküche und Aufzug, mit Parkettboden und Gardinen, Klimaanlage und Etagenheizung. Es sind alte Leute, Greise, die nicht mehr anders als unter Kuppeln leben möchten, wo die Kuppeln doch die Klimaanlage überflüssig machen. Wehmütig sprechen sie von den Abenden der Großfamilie unter dem Granatapfelbaum; sie verstehen nicht, wie ihre Kinder oder vielleicht sogar sie selbst – als sie jung waren und noch Toren – freiwillig auf den Duft der Rosen und das Plätschern des Wassers verzichten konnten. Die alten Leute, die Greise, die ihr Leben lang vielleicht nie aus Isfahan herausgekommen sind, wissen um den Wert und die Lebensqualität der alten Wohnhäuser. Man braucht Isfahan also nie verlassen zu haben, um das Bewußtsein zu haben. Oder man muß um die Welt gereist sein, um das Bewußtsein zu erlangen: Architekten, die im Ausland studiert haben, Isfahanis, die von Reisen die Sanierung europäischer Altstädte kennen, Iraner, die im Westen leben. Hier und da kauft einer von ihnen ein altes Haus, renoviert es, vielleicht um selbst darin zu wohnen, vielleicht um sein Büro dort zu haben, vielleicht um ein Restaurant oder ein Café zu eröffnen. Hier und da fliegt einer aus Köln nach Isfahan, um von seinem Preisgeld eines dieser Häuser vor der Abrißbirne oder dem Gartenschlauch zu retten.

Im November war ich eine Woche in Isfahan. Eine Woche lang hörte ich immerfort, wie unpraktisch diese alten Häuser seien. Es brauchte eine Weile, bis ich den Makler davon überzeugen konnte, daß ich ein altes Haus nicht etwa

kaufen wollte, um es abreißen und einen Appartementblock an seine Stelle setzen zu lassen.

- Sie wollen darin leben?, fragte der Makler.
- Ja, antwortete ich.
- Ach.
- Ist das so ungewöhnlich?
- Nein, nein. Aber das Haus steht unter Denkmalschutz, das können Sie nicht einfach abreißen.
- Eben deswegen möchte ich es kaufen.
- Aber dann können Sie es nicht weiterverkaufen.
- Ich möchte es ja auch nicht weiterkaufen, sondern es renovieren und meine Wasserpfeife im Garten rauchen.
- Wasserpfeife? Sie rauchen Wasserpfeife?
- Ja, Wasserpfeife.
- Der Makler schaut mich schweigend an.
- Na ja, sagt er schließlich, es finden sich immer Wege, so ein Haus abzureißen.
- Ich möchte es nicht abreißen, sondern renovieren.
- Ach so.

Ich blicke den Makler an und weiß genau, was er denkt: Die spinnen, die Westler. Er findet mich sympathisch, er will mir weiterhelfen, er beginnt nachzudenken.

- Ich habe da ein wirklich todschickes Haus an der Hand, genau das, was Sie suchen: Sie können morgen einziehen. Und alt ist es auch, praktisch aus der Steinzeit.
- Wie alt denn?
- Dreißig, vierzig Jahre, mindestens.
- Nein, ich meine wirklich alt.
- Richtig alt?
- Ja, aus Lehm, und mit einem Brunnen und einem Granatapfelbaum im Innenhof.
- Sie haben vielleicht Ideen. Möchten Sie eine Winston?
- Nein danke, ich rauche Wasserpfeife.

Ein paar Minuten später erklärt der Makler seinem Kollegen, wonach ich suche:

- Ja, eines von diesen alten Häusern.
- Wieso das denn? Will er es abreißen lassen?
- Nein, der Herr ist aus dem Westen.
- Ach so. Aus dem Westen.

Stimmt! Ich komme aus dem Westen. Es ist ein westliches Bewußtsein, mit dem ich durch Isfahan streife. Ein westliches Bewußtsein haben die Freunde in Isfahan, die mich anstifteten, ein altes Haus zu kaufen. Sie alle sind weitgereist und

wünschen sich, daß Leute wie ich, die von auswärts kommen, ihre Ideen in die Stadt tragen. Und sie wissen: Hätte ich ein Haus in Isfahan, würden unsere Freunde aus dem Westen es nutzen, sie würden die Stadt besuchen, eine Zeitlang dort leben und ihre westliche Kultur gerade dadurch verbreiten, daß sie die Größe der lokalen Kultur entdecken. Das ist gut für die Stadt, sagen sie. Wenn die Westler sich für die alten Häuser begeistern, werden auch immer mehr Isfahanis beginnen, sich für die Häuser zu interessieren.

Das Haus, das ich kaufen wollte, sollte unbedingt in Dscholfa sein. Dscholfa ist das armenische Viertel Isfahans, das Christenviertel. Ich dachte immer, wenn ich schon ein Haus in Isfahan kaufe, dann dort – nicht nur, weil es ein besonders ruhiges und schönes Viertel ist oder weil es sich dort freier leben läßt als in den übrigen Vierteln der Stadt. Die Freunde aus dem Westen, die mich in Isfahan besuchen würden, würden in der Nachbarschaft von dreizehn Kirchen wohnen. Sie würden auf die Straße treten und Armenisch hören. Ohne daß ich noch Worte verlieren müßte, würden sie den größten der vielen Reichtümer Isfahans erkennen: Die Vielfalt, die diese Stadt bietet, den Reichtum des Individualismus, die Partikularität nicht bloß der Architektur, sondern wichtiger noch der Weltanschauungen und Lebensentwürfe. Fünf Religionen und vier Sprachen beherbergt Isfahan: neben den Muslimen die Christen in Dscholfa, die Juden mit ihren zwanzig Synagogen allein im Stadtteil Dschubareh, die Zoroastrier und die Bahai; außer dem Neupersischen das Armenische, das alte Persisch der Juden und das noch ältere Persisch der Zoroastrier. Man muß nichts idealisieren, auch Isfahan hat Massaker und Vertreibungen erlebt, und nach der Islamischen Revolution ist die Situation insbesondere für die Bahai unerträglich geworden. Aber wenn man alten Reiseberichten glaubt und mit Menschen von heute spricht, hat sich Isfahan von anderen iranischen Städten auch dadurch unterschieden, daß es Vielfalt für selbstverständlich hielt – so wie das kölsche Versprechen, daß jeder Jeck anders ist, von den Kölnern vielfach verraten worden ist und doch das Lebensgefühl der Stadt bis heute ausmacht.

Das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Religionen, Ethnien und Sprachen besteht in Isfahan bis zum heutigen Tag fort – ja, es ist noch immer selbstverständlich. Zu selbstverständlich, wie mir gelegentlich scheint, so selbstverständlich wie die alten Häuser, um deren Erhalt sich nur wenige Menschen kümmern. Meinen Cousins fällt kaum auf, wie besonders diese Vielfalt ist; sie haben immer schon ihre jüdischen oder christlichen Freundinnen gehabt. Ich bin es, dem es auffällt. Und natürlich fällt es mir aus keinem anderen Grund auf als dem, daß ich aus dem Westen komme. Gewiß ist die Toleranz dem Westen nicht in die Wiege gelegt gewesen. Aber nun, da der Westen seine ursprüngliche kulturelle und religiöse Vielfalt bereits weitgehend vernichtet hat, ist die Toleranz – bei allen gravierenden Mängeln – hier doch eher verwirklicht als

irgendwo anders auf der Welt. Als Muslim genieße ich in Köln Freiheiten, die einem Christen in Isfahan verwehrt sind – angefangen von der Freiheit der Kleidung bis zur Freiheit, Staatsoberhaupt zu werden oder auch nur Bürgermeister. Ich wünsche mir, daß sich diese westliche Freiheit überall in der islamischen Welt durchsetzt. Die meisten Iraner wünschen sich das.

Ich wünsche mir, daß sich mein westliches Bewußtsein ausbreitet und Isfahan seine religiöse und ethnische Vielfalt nicht bekämpft und auch nicht nur duldet, sondern die Partikularität bejaht, sie feiert, sie schützt. Demokratie, Gewaltenteilung, die weltanschauliche Neutralität des Staates, Toleranz, Menschenrechte und die Gleichberechtigung der Geschlechter sind Prinzipien, die sich in den letzten Jahrhunderten im Westen herausgebildet haben, aber universelle Geltung haben. Der Westen muß diese Werte in keinem Dialog der Kulturen aufgeben oder sie relativieren. Im Gegenteil: Er sollte für sie eintreten und sie missionarisch vertreten. Eine so verstandene Leitkultur zu expandieren ist besser, als wenn sich die Kulturen autochthon verstümmeln. Deshalb ist die Vorstellung der amerikanischen Neo-Konservativen, dem Relativismus abzuschwören, von doppelten Standards abzulassen, Demokratie notfalls auch mit Zwangsmaßnahmen durchzusetzen, im Kern richtig, wie der Jubel der Menschen in Kabul über die Befreiung von den Taliban gezeigt hat oder genauso die Freude der Iraker über die gestürzte Statue Saddam Husseins. Falsch, ja verhängnisvoll sind die Mittel. Europa sollte eine eigene Vision entwickeln, wie auch in anderen Städten die Tyrannenstatuen stürzen, ohne daß deren Staaten in Chaos und Krieg versinken.

Was immer Ihnen westliche Experten und muslimische Fundamentalisten wortgleich einreden wollen: Die Anziehungskraft von Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Meinungsfreiheit ist auch in der islamischen Welt um ein Vielfaches größer als die Anziehungskraft der Terroristen. Das Entscheidende dabei ist: Diese Anziehungskraft beruht nicht auf dem Wunsch nach Verwestlichung, sondern auf dem Wunsch nach Selbstbestimmung. Demokratie mag als Staatsmodell aus dem Westen stammen, aber es hat zum Ergebnis die Autonomie einer Gesellschaft. Für den Westen kann dies durchaus zum Dilemma werden, wie die Vereinigten Staaten gegenwärtig im Irak erfahren; ein wirklich freier Irak würde seine Ölpolitik bestimmt nicht von amerikanischen «Beratern» diktieren lassen. Aber genau in diesem Dilemma liegt auch das Erfolgsgeheimnis der westlichen Leitkultur: Indem sich ihre Werte und Artikulationen von einer spezifischen Religion abgelöst haben, sind sie offen genug, um in andere Kulturen der Welt übersetzt zu werden, ja mit diesen Kulturen zu kongruieren, ihren westlichen Ursprung hinter sich zu lassen. Wer heute in Isfahan für religiöse Toleranz streitet, orientiert sich am westlichen Modell und deckt dabei doch ein Stück der Vergangenheit Isfahans auf. «Die lobenswerteste ihrer Eigenschaften»,